

Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus

(Auszüge, Zusammenstellung R. Bader)

(Original 1959, dt. Übersetzung 1966, Frankfurt/M.: Suhrkamp)

Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit

S. 56f) Das menschliche Wachstum soll hier unter dem Gesichtspunkt der inneren und äußeren Konflikte dargestellt werden, welche die gesunde Persönlichkeit durchzustehen hat und aus denen sie immer wieder mit einem gestärkten Gefühl innerer Einheit, einem Zuwachs an Urteilskraft und der Fähigkeit hervorgeht, ihre Sache »gut zu machen«, und zwar gemäß den Standards derjenigen Umwelt, die für diesen Menschen bedeutsam ist. Der Ausdruck »seine Sache gut machen« (*to do well*) deutet natürlich auf das ganze Problem der Relativität der Kultur hin. So kann z. B. der Personenkreis, der für einen Menschen wichtig ist, glauben, er mache seine Sache gut, wenn er viel

»Gutes tut«; oder wenn er »sich gut stellt« in dem Sinn, daß er viel Geld macht; oder wenn es ihm gelingt, die Realität auf neue Weise zu sehen oder zu meistern; oder auch wenn er sich nur gerade durchbringt. Formulierungen dessen, was man bei einem Erwachsenen unter gesunder Persönlichkeit verstehen muß, finden sich in anderen Arbeiten des Vorbereitenden Ausschusses. Ich möchte nur eine aufgreifen, nämlich die Definition von Marie Jahoda (1950), wonach die gesunde Persönlichkeit ihre *Umwelt aktiv meistert*, eine gewisse *Einheitlichkeit* zeigt und imstande ist, *die Welt und sich selbst richtig zu erkennen*. Es ist klar, daß alle diese Kriterien in der geistigen und sozialen Entwicklung des Kindes nur relatives Gewicht haben. In der Tat können wir sagen, daß das Kindheitsstadium gerade durch ihr anfängliches Fehlen und ihre allmähliche Entwicklung in vielen komplizierten Stadien gekennzeichnet ist. Ich betrachte es also als meine Aufgabe, diese Frage vom genetischen Standpunkt aus anzugehen: in welcher Weise wächst die gesunde Persönlichkeit, bzw. wie wächst ihr aus den aufeinanderfolgenden Stadien die Fähigkeit zu, die äußeren und inneren Gefahren des Lebens zu meistern und noch einen überschüssigen Lebenskraft zu erübrigen?

Über Gesundheit und Wachstum

Wenn wir das Phänomen »Wachstum« verstehen wollen, tun wir gut daran, uns an das *epigenetische Prinzip* zu erinnern, das vom Wachstum der Organismen *in utero* abgeleitet ist. Dieses Prinzip läßt sich dahin verallgemeinern, daß alles, was wächst, einen *Grundplan* hat, dem die einzelnen *Teile* folgen, wobei jeder Teil eine Zeit des Übergewichts durchmacht, bis alle Teile zu einem *funktionie-*

renden Ganzen herangewachsen sind. Mit der Geburt verläßt das Kind den chemischen Austausch des Mutterschoßes und tritt in den sozialen Austausch der Gesellschaft ein, in welcher seine gradweise wachsenden Fähigkeiten auf die Chancen und Schranken seiner Kultur treffen. Wie der, reife Organismus sich weiter entwickelt, nicht durch Hervorbringung neuer Organe, sondern durch eine vorgezeichnete Folge von Fortbewegungs-, Sinnes- und sozialen Fähigkeiten, ist in der Literatur über die Entwicklung des Kindes dargestellt. Die Psychoanalyse hat das Verständnis für das eigentlich persönliche Erleben und speziell für die inneren Konflikte beigesteuert, welche die Art und Weise festlegen, wie ein Mensch zu einer individuellen Persönlichkeit wird. Aber auch hier muß man sich klar darüber sein, daß das gesunde Kind, bei einem vernünftigen Grad von Leitung, in der Aufeinanderfolge seiner höchst persönlichen Erfahrungen gewöhnlich inneren Entwicklungsgesetzen gehorcht, die eine Stufenfolge signifikanter Wechselwirkungen zwischen diesem Kind und seinen Betreuern ermöglichen. So verschieden diese Beeinflussung von Kultur zu Kultur auch ist, sie muß in jedem Falle in genau dem Tempo und in der Aufeinanderfolge geschehen, die das Wachstum der Persönlichkeit eben so regieren wie das Wachstum eines Organismus. Man kann sagen, daß die Persönlichkeit in Abschnitten wächst, die durch die Bereitschaft des menschlichen Organismus vorherbestimmt sind, einen sich ausweitenden sozialen Horizont bewußt wahrzunehmen und handelnd zu erleben; einen Horizont, der mit dem nebelhaften Bild einer Mutter anfängt und mit der Menschheit endet - oder doch mit jenem Ausschnitt der Menschheit, der für das spezielle Leben dieses Menschen zählt. Aus diesem Grunde benutzen wir für die Darstellung der Stadien in der Entwicklung der Persönlichkeit ein *epigenetisches Diagramm*, das einem an anderer Stelle für die Analyse der psychosexuellen Stadien Freuds verwendeten Diagramm analog ist =. Unsere Darstellung beabsichtigt nämlich, eine Brücke zu schlagen zwischen der Theorie der infantilen Sexualität und unserer Kenntnis des physischen und sozialen Wachstums des Kindes innerhalb seiner Familie und der Sozialstruktur. Das epigenetische Diagramm sieht folgendermaßen aus (siehe Diagramm A)

Ur-Vertrauen gegen Ur-Mißtrauen

I

Als erste Komponente der gesunden Persönlichkeit nenne ich das Gefühl eines *Ur-Vertrauens*, worunter ich eine auf die Erfahrungen des ersten Lebensjahres zurückgehende Einstellung zu sich selbst und zur Welt verstehen möchte. Mit »Vertrauen« meine ich das, was man im allgemeinen als ein Gefühl des Sich-Verlassen-Dürfens kennt, und zwar in bezug auf die Glaubwürdigkeit anderer wie die Zuverlässigkeit seiner selbst. Wenn ich davon als einer Ur-Erfahrung spreche, so meine ich damit, daß weder diese noch die später hinzutretenden Komponenten sonderlich bewußt sind, in der Kindheit so wenig wie im Jugendalter. Tatsächlich gehen alle diese Kriterien, wenn sie sich in der Kindheit entwickeln und im Jugendalter integriert werden, in der Gesamtpersönlichkeit auf. Dagegen sind ihre Krisen in der Kindheit und ihre späteren Schädigungen

Diagramm C

	1	2	3	4
I Säuglingsalter	Urvertrauen gg. Mißtrauen			
II Kleinkindalter		Autonomie gg. Scham und Zweifel		
III Spielalter			Initiative gg. Schuldgefühl	
IV Schulalter				Werksinn gg. Minderwertigkeitsgefühl
V Adoleszenz	Zeitperspektive gg. Zeitdiffusion	Selbstgewißheit gg. peinliche Identitätsbewußtheit	Experimentieren mit Rollen gg. negative Identitätswahl	Zutrauen zur eigenen Leistung gg. Arbeitslähmung
VI Frühes Erwachsenenalter				
VII Erwachsenenalter				
VIII Reifes Erwachsenenalter				

	5	6	7	8	
	Unipolarität gg. vorzeitige Selbst-differenzierung				I Säuglingsalter
	Bipolarität gg. Autismus				II Kleinkindalter
	Spiel-Identifikation gg. (ödipale) Phantasie-Identitäten				III Spielalter
	Arbeitsidentifikation gg. Identitätssperre				IV Schulalter
	Identität gg. Identitätsdiffusion	Sexuelle Identität gg. bisexuelle Diffusion	Führungspolarisierung gg. Autoritätsdiffusion	Ideologische Polarisierung gg. Diffusion der Ideale	V Adoleszenz
	Solidarität gg. soziale Isolierung	Intimität gg. Isolierung			VI Frühes Erwachsenenalter
			Generativität gg. Selbst-Absorption		VII Erwachsenenalter
				Integrität gg. Lebens-Ekel	VIII Reifes Erwachsenenalter

Arbeitsvorlage
Diagramm D

	A Psychosoziale Krisen	B Umkreis der Beziehungspersonen
I	Vertrauen gg. Mißtrauen	Mutter
II	Autonomie gg. Scham, Zweifel	Eltern
III	Initiative gg. Schuldgefühl	Familienzelle
IV	Werksinn gg. Minderwertig- keitsgefühl	Wohngegend Schule
V	Identität und Ablehnung gg. Identitätsdiffusion	»Eigene« Gruppen, »die Anderen«. Führer-Vorbilder
VI	Intimität und Solidari- tät gg. Isolierung	Freunde, sexuelle Partner, Rivalen, Mit- arbeiter
VII	Generativität gg. Selbstabsorption	Gemeinsame Arbeit, Zusammenleben in der Ehe
VIII	Integrität gg. Verzweif- lung	»Die Menschheit« »Menschen meiner Art«

C Elemente der Sozialordnung	D Psychosoziale Modalitäten	E Psychosexuelle Phasen
Kosmische Ordnung	Gegeben bekommen Geben	Oral-respiratorisch, sensorisch kinästhetisch (Einverleibungsmodi)
»Gesetz und Ordnung«	Halten (Festhalten) Lassen (Loslassen)	Anal-urethral Muskulär (Retentiv-eliminierend)
Ideale Leitbilder	Tun (Drauflosgehen) »Tun als ob« (= Spielen)	Infantil-genital Lokomotorisch (Eindringend, ein- schließend)
Technologische Elemente	Etwas »Richtiges« machen, etwas mit anderen zusammen machen	Latenzzeit
Ideologische Perspektiven	Wer bin ich (wer bin ich nicht) Das Ich in der Gemeinschaft	Pubertät
Arbeits- und Rivalitäts- ordnungen	Sich im anderen verlie- ren und finden	Genitalität
Zeitströmungen in Erziehung und Tradi- tion	Schaffen Versorgen	
Weisheit	Sein, was man gewor- den ist; wissen, daß man einmal nicht mehr sein wird.	

im Erwachsenenalter deutlich abgegrenzt. Um dieses Wachstum und seine Krisen als die Entwicklung einer Reihe von »Grundhaltungen« darzustellen, bedienen wir uns der Umschreibung durch den Ausdruck »ein Gefühl von«. Das Gefühl der Gesundheit oder das Gefühl, daß einem nicht wohl ist - solche Gefühle durchdringen Oberfläche und Tiefe, Bewußtsein und Unbewußtes.

(S. 64f.) Während es nun ganz klar ist, was geschehen muß, damit das Kind am Leben bleibt (ein Mindestmaß an Nahrung und Anregung), und was nicht geschehen darf, damit es nicht körperlich geschädigt und chronisch gestört wird (Überschreitung eines eben noch zulässigen Maßes an früher Frustration), bestehen Meinungsverschiedenheiten im Hinblick darauf, was geschehen *darf*; und die verschiedenen Kulturen machen ausgedehnten Gebrauch von ihrem Vorrechte zu entscheiden, was sie für richtig und notwendig halten. So glauben manche Leute, daß das Kind unbedingt den größten Teil des Tages und fast das ganze erste Jahr hindurch fest gewickelt werden muß, damit es sich nicht die Augen auskratzt; zugleich glauben sie, daß man es wiegen und füttern muß, sobald es schreit. Anderswo glaubt man, das Kind müsse so früh wie möglich seine Glieder frei bewegen können, zugleich aber auch, es dürfe ohne Schaden so lange um seine Mahlzeiten schreien, bis es buchstäblich blau im Gesicht ist. All das scheint (mehr oder weniger bewußt) mit dem allgemeinen Ziel und System einer Kultur zusammenzuhängen. Ich habe einige Indianerinnen kennen gelernt, die es scharf verurteilten, daß wir unsere Kinder oft schreien lassen, »weil das die Lungen stärkt«. Kein Wunder, sagten die Indianerinnen, daß der weiße Mann nach einem solchen Empfang auf dieser Welt es so eilig zu haben scheint, in die »bessere Welt« zu kommen. Aber dieselben Indianerinnen schlagen ihre bis ins zweite Jahr gestillten Kinder auf den Kopf, wenn sie in die Brustwarzen der Mutter beißen, und sind geradezu stolz, wenn die Kinder dann ganz blau vor Wut werden: sie behaupten, daß sie davon tüchtige Jäger würden.

Es steckt verborgene Weisheit, unbewußtes Planen und auch viel Aberglauben in den scheinbar willkürlichen Formen der Kindererziehung: Was »gut für das Kind ist«, was mit ihm geschehen darf, hängt davon ab, wozu es und wo es heranwachsen soll. Jedenfalls stößt das Menschenkind schon bei seinem ersten Kontakt auf die grundlegenden Modalitäten seiner Kultur. Die einfachste und früheste soziale Verhaltensweise ist das »Nehmen«, nicht im Sinne des Sich-Beschaffens, sondern in dem des Gegeben-Bekommens und Annehmens. Das klingt einfacher, als es ist. Denn der tastende und noch unsichere Organismus des Neugeborenen lernt diese Verhaltensweise nur, indem er seine Bereitschaft, zu nehmen, nach den Methoden der Mutter reguliert, die ihm wiederum erlauben wird, seine Fähigkeit, zu nehmen, in dem Maße zu entwickeln, wie sie selbst ihre Fähigkeit des Spendens entwickelt und koordiniert. Die so hergestellte Wechselseitigkeit der Entspannung ist für die erste Erfahrung eines freundlichen Anderen von höchster Bedeutung; die Psychoanalyse hat uns gelehrt, daß das Kind, indem es nimmt, was ihm gegeben wird, und indem es lernt, die Mutter zum Geben zu veranlassen, auch die notwendigen Grundlagen dafür entwickelt, ein Gebender zu werden, sich mit der Geberin zu »identifizieren«.

Wenn diese wechselseitige Regelung versagt, zerfällt die Situation in eine Reihe von Versuchen, durch einseitige Willensakte in die Gewalt zu bekommen, was

durch beiderseitiges Entgegenkommen nicht erreicht wurde. Der Säugling versucht durch ziellose Aktivität zu erlangen, was er im zentrierten Saugen nicht findet; er erschöpft sich im Suchen oder findet seinen Daumen und kehrt der Welt den Rücken. Die Mutter wird nervös und versucht vielleicht, die Angelegenheit durch wechselnde Stillzeiten, eine andere Haltung oder Zusammensetzung der Nahrung zu lösen. Man weiß nicht genau, was das für das Kind bedeutet; aber der klinische Eindruck deutet darauf hin, daß für manche empfindliche Menschen (oder für Menschen, bei denen die frühe Frustration nicht kompensiert worden ist) eine solche Situation das Muster sein kann für eine radikale Störung in ihrem Verhältnis zur »Welt«, zu den Menschen und besonders zu geliebten und sonst bedeutsamen Personen. Man kann die Gegenseitigkeit der Beziehung erhalten, indem man das Kind mit der Flasche füttert und die fehlende orale Befriedigung auf nicht-oralem Wege ausgleicht: indem man es im Arm hält, wärmt, anlächelt, mit ihm spricht, es wiegt usw. Neben solchen »horizontalen« Kompensationen (im gleichen Entwicklungsstadium) gibt es auch »longitudinale« im Leben: Kompensationen, die auf späteren Stufen des Lebenszyklus erlangt werden können.

(...) Unsere klinische Arbeit läßt darauf schließen, daß sich hier in der Frühgeschichte der Persönlichkeit ein grundsätzliches Verlustgefühl einschleichen kann, das den allgemeinen Eindruck hinterläßt, als sei irgendwann einmal die Einheit mit einer mütterlichen Matrix zerstört worden. Daher sollte die Entwöhnung mit dem Verlust der Mutterbrust nicht zugleich auch den Verlust der Sicherheit verleihenden mütterlichen Gegenwart bringen, falls sich nicht eine andere Frau findet, die sich ähnlich wie die Mutter anhört und anfühlt. Der plötzliche Verlust der gewohnten Mutterliebe ohne geeigneten Ersatz kann (bei zusätzlichen erschwerenden Umständen) zu einer akuten kindlichen Depression (Spitz, 1945) oder zu einem zwar mildereren, aber chronischen Trauergefühl führen, das vielleicht dem ganzen späteren Leben einen depressiven Unterton verleiht. Aber selbst unter günstigen Umständen scheint diese Phase im Seelenleben ein Gefühl von Trennung und eine undeutliche, doch umfassende Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies zu hinterlassen. Gegen diese sich häufenden Eindrücke von Enttäuschung, Trennung und Verlassenwerden, die zusammen einen Niederschlag von Ur-Mißtrauen bilden können, muß das Ur-Vertrauen aufrechterhalten und gefestigt werden. (...)

Was wir hier »Vertrauen« (trust) nennen, entspricht dem, was Therese Benedek mit »Zuversicht« (*confidence*) bezeichnet hat. Ich ziehe »Vertrauen« vor, weil in diesem Wort mehr Naivität und Gegenseitigkeit ausgedrückt ist. Man kann wohl sagen, daß das Kleinkind Vertrauen habe, aber es setzte zuviel voraus, wenn wir es *zuversichtlich* nannten. Vertrauen als Allgemeinzustand besagt nicht nur, daß man gelernt hat, sich auf die Versorger aus der Umwelt zu verlassen, ihre Gleichheit und Beständigkeit, sondern auch, daß man sich selber und der Fähigkeit der eigenen Organe, mit den Triebimpulsen fertig zu werden, vertrauen kann; daß man sich als genügend vertrauenswürdig betrachten darf, so daß die Versorger nicht auf ihrer Hut zu sein brauchen oder einen verlassen müssen. In

der psychiatrischen Literatur ist häufig vom »oralen Charakter« die Rede, als einer charakterlichen Abweichung, die auf den ungelösten Konflikten dieser Phase basiert. Sobald ein oraler Pessimismus dominant wird und andere Haltungen ausschließt, können infantile Ängste wie die, »leergelassen« oder gar »verlassen zu werden«, aber auch die, in seinem Reizhunger ungestillt zu bleiben, in den depressiven Formen des »Leerseins« und »zu nichts gut Seins« diagnostiziert werden. Solche Ängste können wiederum der Oralität jene besondere Qualität einer Gier geben, die man in der Psychoanalyse »oralen Sadismus« nennt, d. h. das grausame Bedürfnis, das, was man haben will, auf eine Weise sich zu beschaffen und zu nehmen, die anderen weh tut.

(S. 72f.) Immerhin stimmen heute die Psychiater, Geburtshelfer, Kinderärzte und Anthropologen, mit denen ich mich verbunden fühle, darin überein, daß die Herausbildung beständiger Muster, nach denen das Individuum ein Übergewicht seines Urvertrauens über sein Urmißtrauen erreicht, eine Hauptaufgabe der erwachenden Persönlichkeit ist und daher auch bei der mütterlichen Pflege des Säuglings an die erste Stelle gehört. jedoch scheint es, daß die Summe von Vertrauen, die den frühesten Erfahrungen des Kindes entstammt, nicht allein von der Quantität an Nahrung und Liebe, sondern eher von der Qualität der mütterlichen Bindung abhängt. Das Vertrauensgefühl des Kindes zur Mutter wird durch eine Versorgung erweckt, die mit der sensitiven Befriedigung der individuellen Bedürfnisse des Kindes zugleich auch ein starkes Gefühl seiner eigenen Vertrauenswürdigkeit innerhalb des zuverlässigen Rahmens des herrschenden Lebensstils erzeugt. (Hier bildet sich die Grundlage des Identitätsgefühls, das später zu dem komplexen Gefühl wird, »in Ordnung zu sein«, man selbst zu sein und einmal das zu werden, was die Umwelt von einem erwartet.) Die Eltern müssen es nicht nur verstehen, das Kind durch Verbieten und Gewähren zu lenken; sie müssen auch imstande sein, vor dem Kind eine tiefe, fast körperliche Überzeugung zu repräsentieren, daß das, was sie tun, einen Sinn hat. Unter diesem Aspekt kann eine traditionsgebundene Kinderaufzucht als ein Plus für die Vertrauensbildung gelten, selbst wenn Einzelzüge dieser Tradition irrational oder unnötig grausam erscheinen mögen. Hier hängt viel davon ab, ob die Eltern in dem festen, traditionsgebundenen Glauben handeln, daß man es nur so und nicht anders machen könne, oder ob die Mutter oder der Vater diese Erziehungsmethoden mißbrauchen, um ihren Ärger an dem Kind auszulassen, es zu ängstigen, sich ihm gegenüber zu behaupten (eventuell auch gegenüber anderen Personen, etwa der Schwiegermutter, dem Arzt oder dem Pfarrer). In Zeiten des Übergangs - und können wir uns an andere als Übergangszeiten erinnern? - unterscheiden sich die aufeinanderfolgenden Generationen so stark voneinander, daß einzelne Züge der Überlieferung oft Störungen hervorrufen. Konflikte zwischen den Ansichten der Mutter und den eigenen, selbstgefundenen Wegen, Konflikte zwischen dem Rat des Fachmannes und den Ansichten der Mutter und Konflikte zwischen der Autorität des Fachmannes und dem eigenen Willen können das Selbstvertrauen der jungen Mutter erschüttern. Auch massive Veränderungen wie die des amerikanischen Lebensstils (Einwanderung, Binnenwanderung, Amerikanisierung, Industrialisierung, Verstädterung, Mechanisierung usw.) können die junge Mutter in ihren einfachen und doch so entscheidenden Aufga-

ben stören. Kein Wunder, daß der erste Abschnitt im ersten Kapitel des Buches von Benjamin Spock (1945) die Überschrift trägt: »Vertraue dir selbst«.

Man könnte Spekulationen darüber anstellen, daß die Religion Jahrhundert für Jahrhundert dazu gedient hat, in regelmäßigen Intervallen ein im Glauben verankertes Vertrauensgefühl wiederaufzurichten, während sie zugleich der Ahnung des Bösen in der Welt, das sie zu bannen versprach, eine greifbare Form verlieh. Alle Religionen haben die periodische kindhafte Hingabe an einen großen Versorger (oder mehrere Versorger) gemeinsam, der irdisches Glück und seelisches Heil verleiht. Sie demonstrieren die Kleinheit und Abhängigkeit des Menschen in den Gesten der Erniedrigung und Unterwerfung; rufen in Gebet und Lied zum Bekenntnis von Missetaten, bösen Gedanken und Absichten auf. Sie verlangen das Geständnis der inneren Spaltung und den Hilferuf nach innerer Einheit durch göttliche Führung; das Bedürfnis nach deutlicheren Umrissen und Schranken des Selbsts, und schließ

lieh die Einsicht, daß das Vertrauen des Einzelnen zum gemeinsamen Glauben aller, das Mißtrauen des Einzelnen zum gemeinsam erkannten Bösen werden muß. Das Bedürfnis des Einzelnen aber nach seelischer Wiederherstellung muß zur rituellen Praxis der vielen und zu einem Merkmal der Vertrauenswürdigkeit in der Gemeinschaft werden. Wer also behauptet, religiös zu sein, muß aus seiner Religion einen Glauben ableiten können, den er dem Kleinkind in Gestalt des Urvertrauens weitergeben kann. Wer behauptet, keine Religion zu besitzen, muß dieses Urgefühl aus anderen Quellen schöpfen.

Autonomie gegen Scham und Zweifel I

(S. 75f.) Diejenigen unter uns, die zur Zeit keine kleinen Fragegeister mehr zu Hause haben, seien durch eine Liste der Themen, die Benjamin Spock in den Kapiteln »Das einjährige Kind« und »Die Erziehung des Kleinkindes« behandelt, an die Kämpfe, Siege und Niederlagen erinnert, die sie seinerzeit durchzustehen hatten:

Es patscht in seinen Brei.

Die Entdeckerleidenschaft.

Es wird zugleich abhängiger und unabhängiger.

Die Wohnung wird für das Krabbelkind hergerichtet.

Wie vermeiden wir Unfälle?

Jetzt muß alles Schädliche außer Reichweite gestellt werden.

Wie man erreicht, daß das Kind gewisse Gegenstände nicht anfaßt.

Das Fallenlassen und Wegwerfen von Gegenständen.

Das Kind lernt, seine eigenen aggressiven Gefühle zu beherrschen.

Das Kind beißt.

Wie kann man auch das Zubettgehen vergnügt gestalten?

Kleinkinder, die nachts nicht in ihrem Bett bleiben wollen.

Meine Auswahl soll die Vielzahl und Vielseitigkeit der angeschnittenen Probleme kennzeichnen, ohne daß ich an dieser Stelle die ausgezeichneten ärztlichen Ratschläge des Buches würdigen kann oder die gut ausgewogenen Hinweise Spocks, wie das Kinderzimmer in diesem frühen und auch in den späteren Stadien mit leichter Hand und Sachlichkeit regiert werden sollte. Das Buch deutet aber auch auf die finsternen Mächte hin, die gefesselt und entfesselt werden, zumal in dem Kleinkrieg verschieden starker Willenskräfte, denn das Kind ist seinen eigenen heftigen Trieben oft nicht gewachsen, und das Kräfteverhältnis Eltern - Kind ist ungleich. Der Hauptakzent liegt in dieser Phase auf der Reifung des Muskelsystems, der daraus erwachsenden Fähigkeit (und doppelt empfundenen Unfähigkeit), eine Anzahl höchst komplizierter Akte wie »Festhalten« und »Loslassen« zu koordinieren, ferner auf dem enormen Wert, den das immer noch höchst abhängige Kind auf seinen autonomen Willen zu legen beginnt. Die Psychoanalyse hat unseren Wortschatz um den Ausdruck »Analität« bereichert, um die besondere Lust- und Willensqualität zu bezeichnen, die den Ausscheidungsorganen in dieser Phase häufig zukommt. Der ganze Vorgang der Entleerung von Darm und Blase ist natürlich von Anfang an von einem Gefühl des Wohlbefindens begleitet, das im Grunde »gut gemacht« meint. Dieses Lob muß zunächst noch recht oft für das Unbehagen und die Spannung entschädigen, die das Kind empfindet, bevor seine Organe gelernt haben, ihr Tagewerk zu verrichten. Es sind zwei Entwicklungen, die den analen Erfahrungen das notwendige Gewicht geben: der Stuhl tritt besser geformt aus, und das Muskelsystem, das die willentliche Ausscheidung, das Fallenlassen und Wegwerfen steuert, koordiniert sich. Diese neue Dimension des Umgangs mit der Dingwelt ist jedoch nicht auf den Sphinkter beschränkt. Es entwickelt sich die allgemeine Fähigkeit, ja das heftige Bedürfnis, mit Willen fallenzulassen und wegzuworfen und das Festhalten und Loslassen abwechselnd zu üben.

Das gegenseitige Verhältnis von Erwachsenen und Kind tritt jetzt in seine schwerste Probe. Wenn eine zu frühe oder zu strenge Sauberkeitserziehung das Kind daran hindert, seine Schließmuskeln und sonstigen Funktionen nach eigenem Willen *allmählich* beherrschen zu lernen, gerät es in einen Zustand doppelter Rebellion und doppelter Niederlage. Machtlos in seinem eigenen Körper (und sicher oft geängstigt durch seine Eingeweide) und machtlos nach außen, ist es wieder gezwungen, entweder durch Regression oder durch einen Scheinfortschritt sein Gleichgewicht zu suchen. In anderen Worten: das Kind kehrt zur früheren, oralen Phase zurück, z. B. indem es am Daumen lutscht und weinerlich und hilflos wird; oder es wird feindselig und trotzig und benutzt oft seine Ausscheidungen (und später häßliche Worte) als Ersatzmunition; oder es spiegelt Selbständigkeit vor und die Fähigkeit, ohne Hilfe fertig zu werden, die in Wirklichkeit noch gar nicht erreicht ist. Dieses Stadium wird deshalb entscheidend für das Verhältnis zwischen Liebe und Haß, Bereitwilligkeit und Trotz, freier Selbstäußerung und Gedrücktheit. Aus einer Empfindung der *Selbstbe-*

herrschaft ohne Verlust des Selbstgefühls entsteht ein dauerndes Gefühl von Autonomie und Stolz; aus einer Empfindung muskulären und analen Unvermögens, aus dem Verlust der Selbstkontrolle und dem übermäßigen Eingreifen der Eltern entsteht ein dauerndes Gefühl von Zweifel und Scham. Die Vorbedingung für Autonomie ist ein fest verwurzelt und überzeugend weitergeführtes frühes Vertrauen. Das Kleinkind muß das Gefühl haben, daß sein Urvertrauen zu sich selbst und zur Welt, jener aus den Konflikten des oralen Stadiums erworbene bleibende Schatz, nicht bedroht wird durch den plötzlichen Wunsch, seinen Willen durchzusetzen, sich etwas fordernd anzueignen und trotzig von sich zu stoßen. Mit Festigkeit muß man das Kind dagegen schützen, daß aus seinem noch unentwickelten Unterscheidungsvermögen, seiner Unfähigkeit, etwas mit dem richtigen Kraftaufwand festzuhalten und loszulassen, Anarchie entsteht. Zugleich muß man jedoch den Wunsch des Kindes, »auf eigenen Füßen zu stehen«, unterstützen, damit es nicht dem Gefühl anheimfällt, sich vorzeitig und lächerlich exponiert zu haben, dem Gefühl der Scham also; oder jener zweiten Art von Mißtrauen, dem Gefühl des Zweifels. *Scham* ist eine nur ungenügend untersuchte kindliche Empfindung. Wer sich schämt, glaubt sich exponiert und beobachtet, ist unsicher und befangen. Man fühlt sich den Blicken der Welt höchst unvorbereitet ausgesetzt; so träumt man in Scham-Träumen, daß man unvollständig bekleidet, im Nachthemd, ohne Hosen auf der Straße steht. Scham drückt sich schon früh in dem Impuls aus, das Gesicht zu verstecken oder am liebsten in die Erde versinken zu wollen. Dies Gefühl wird in den Methoden gewisser primitiver Erziehungssysteme fleißig ausgenützt; sie beschämen das Kind und legen damit den Grund für die oft zerstörerischen Schuldgefühle, die wir später besprechen werden. Das vernichtende Gefühl des Beschämteins wird in einigen Zivilisationen durch Mittel, das »Gesicht zu wahren«, ausgeglichen. Die Scham beutet ein zunehmendes Gefühl des Kleinseins aus, das sich paradoxerweise gerade dann entwickelt, wenn das Kind stehen lernt und nun des Verhältnisses seiner eigenen Größe und Kraft zu der seiner Umgebung gewahr wird. Ein zu starkes Betonen des Schamgefühls erzeugt nicht das Gefühl für Anstand, sondern eher eine geheime Entschlossenheit, die mit einem Tabu belegten Dinge heimlich zu tun, falls es nicht sogar zu ausgesprochener Schamlosigkeit führt.

(S. 85ff.) Wir haben das Urvertrauen zu der Institution der Religion in Beziehung gesetzt. Dagegen scheint das Grundbedürfnis des Individuums nach einer Formgebung für seine Autonomie beim Erwachsenen von dem *Prinzip »Gesetz und Ordnung«* befriedigt zu werden, das im Alltag wie vor den Schranken des Gerichts jedem Individuum seine Vorrechte und Grenzen, seine Pflichten und Rechte zuteilt. Das Gefühl von Autonomie, das in der zweiten Kindheitsphase entsteht oder entstehen sollte, wird in dem jungen Menschen durch ein Verhalten der Eltern ihm gegenüber gefördert, in welchem sich das Rechtsgefühl und die Unabhängigkeit der Eltern ausdrücken und das im Kinde die Zuversicht erweckt, daß die in der Kindheit genährte Autonomie später nicht frustriert werden wird. Dazu aber ist wiederum eine Beziehung der Eltern zu einander, der Eltern zu ihren Arbeitgebern und der Eltern zur Regierung nötig, die das Selbstgefühl und die persönliche Würde der Eltern innerhalb der Hierarchie der sozia-

len Stellungen bestätigt. Man muß diesen Punkt besonders hervorheben, weil so viel von der Scham und dem Zweifel, der Erniedrigung und Unsicherheit, die im Kinde entstehen, eine Folge der Enttäuschung der Eltern in Ehe, Arbeit und Staatsbürgerschaft ist. So muß das Autonomiegefühl des Kindes (das in Amerika im allgemeinen reichlich zugestanden wird) auch im Wirtschafts- und politischen Leben durch die Hochachtung für Autonomie und Unabhängigkeit fortgesetzt werden..

Initiative gegen Schuldgefühle

Wenn das Kind mit vier oder fünf Jahren eine bleibende Lösung seiner Autonomieprobleme gefunden hat, steht es vor der nächsten Stufe und - vor der nächsten Krise. Das Kind weiß jetzt sicher, daß es ein Ich ist; nun muß es herausfinden, was für eine Art von Person es werden will. Und dabei greift es gleich nach den Sternen: es will so werden wie Vater und Mutter, die ihm sehr mächtig und sehr schön, obwohl ganz unvernünftig gefährlich erscheinen. Es »identifiziert sich« mit den Eltern, d. h., es spielt mit der Idee, wie es sein würde, wenn es Vater oder Mutter wäre. In diesem Stadium kommen ihm drei kräftige Entwicklungsschübe zu Hilfe, die jedoch auch die nächste Krise beschleunigen: 1. das Kind lernt, sich freier und kraftvoller zu *bewegen* und gewinnt dadurch ein weiteres, ja, wie es ihm scheint, ein unbegrenztes Tätigkeitsfeld; 2. sein *Sprachvermögen* vervollkommnet sich soweit, daß es sehr viel verstehen und fragen kann, aber auch um so mehr mißversteht; 3. Sprache und Bewegungsfreiheit zusammen erweitern seine *Vorstellungswelt*, so daß es sich vor seinen eigenen, halb geträumten, halb gedachten Bildern ängstigt. Gleichwohl muß es aus dieser Krise mit einem Gefühl *ungebrochener Initiative* als Grundlage eines hochgespannten und doch realistischen Strebens nach Leistung und Unabhängigkeit hervorgehen.

(S. 88f.) Nun bei der dritten Station ist das Kind imstande, sich kraftvoll und unabhängig umherzubewegen. Es ist bereit, sich mit den Erwachsenen zu messen, es beginnt Vergleiche anzustellen und entwickelt eine unermüdliche Wißbegier, was die Größenunterschiede im allgemeinen und die Geschlechtsunterschiede im besonderen betrifft. Es denkt sich zukünftige Rollen aus oder versucht zu begreifen, welche Rollen nachzuahmen lohnt. Zunächst kann es sich jetzt mit Gleichaltrigen zusammenfinden. Unter der Anleitung älterer Kinder oder einer Wärterin wird es in die kindliche Politik des Kindergartens und der Spielplätze eingeführt. Es lernt jetzt eminent eindringlich und energisch: über seine eigenen Grenzen hinaus und zu künftigen Möglichkeiten hin. Der Modus des Eindringens, der dieses Stadium weitgehend beherrscht, bezeichnet eine Fülle von konfigurationsmäßig »ähnlichen« Handlungen und Phantasien. Er umfaßt das Eindringen auf und in andere durch physischen Angriff; das Eindringen in die Ohren und das Bewußtsein anderer durch aggressives Reden; das Eindringen in den Raum durch kraftvolles Umherlaufen; das Eindringen in das Unbekannte durch eine unersättliche Wißbegier. Dies ist auch das Stadium einer

frühen geschlechtlichen Neugier und genitalen Erregbarkeit, der gelegentlichen, mitunter sogar übermäßigen Beschäftigung mit sexuellen Dingen. Diese »Genitalität« ist natürlich rudimentär, eine bloße Andeutung des Kommenden, oft als solche kaum zu erkennen. Falls nicht zu frühreifer Manifestation regelrecht provoziert durch scharfe und spezielle Verbote (»Wenn du das anfaßt, kommt der Doktor und schneidet es ab«) oder gewisse Bräuche (z. B. sexuelle Spiele in Gruppen), pflegt sie zu nichts anderem zu führen als zu einer Reihe faszinierender Erlebnisse, die bald angstbesetzt und uninteressant genug werden, daß sie - während der für den Menschen so charakteristischen Wachstumsperiode, die Freud die »Latenzperiode« nannte - verdrängt werden können; es handelt sich um jenen langen Zwischenraum, der die infantile Sexualität (nach welcher ein Tier völlig ausgewachsen ist) von der physischen Geschlechtsreife trennt.

(S. 92) Dieses Stadium fügt also dem Inventar der grundlegenden sozialen Modalitäten bei beiden Geschlechtern das »Machen« im Sinne des englischen »being an the make« hinzu. Es gibt in der englischen Alltagssprache kein einfacheres und kräftigeres Wort, das mit den früher aufgezählten sozialen Modalitäten so gut zusammenstimmt. Das Wort läßt an Freude am Wettbewerb, an Zielstrebigkeit und Eroberungslust denken. Beim Knaben bleibt der Akzent des Machens auf dem direkten Angriff (»to make a goal«, »to make a girl«); das Mädchen geht früher oder später dazu über, ihren Weg dadurch zu machen, daß sie sich anziehend und lieb macht. So entwickelt das Kind die Vorbedingungen für die männliche beziehungsweise weibliche Initiative, d. h. für die Wahl der sozialen Ziele und deren ausdauernde Verfolgung. Der Boden ist bereitet für den Eintritt ins Leben, nur daß das Leben zunächst in Gestalt der Schule auftritt. Hier muß das Kind viele seiner innigsten Hoffnungen und energischsten Wünsche verdrängen oder vergessen. Seine überquellende Einbildungskraft wird gezähmt, und es lernt das nötige Stillsein und das nötige Interesse an unpersönlichen Dingen - sogar an Lesen, Schreiben und Rechnen. Dies setzt oft eine Umstellung der Persönlichkeit voraus, die manchmal zu drastisch für das Wohl des Kindes ist. Die Umstellung ist nicht nur ein Resultat der Erziehung, sondern auch das einer inneren Neuorientierung und basiert auf einem biologischen Faktor (der Verzögerung der geschlechtlichen Reifung) und einem psychischen Faktor (der Verdrängung der Kindheitswünsche).

(S. 94f.) In diesem Stadium beginnt nun die Herrschaft des großen Lenkers der Initiative, nämlich des *Gewissens*. Der Mensch entwickelt nur dann ein Gewissen, wenn er in seiner Abhängigkeit vertrauen kann; vertrauen auch sich selber, was ihn zugleich vertrauenswürdig macht; und erst wenn er hinsichtlich einer Reihe grundlegender Werte völlig zuverlässig ist, kann er Unabhängigkeit entwickeln und die Überlieferung weiterreichen. jetzt fühlt sich das Kind nicht nur beschämt, wenn seine Missetaten entdeckt werden, sondern es beginnt die Entdeckung auch zu fürchten. Es hört sozusagen Gottes Stimme, ohne Gott zu sehen. Darüber hinaus beginnt es sich automatisch für bloße Gedanken und für Taten schuldig zu fühlen, die niemand gesehen hat. Dies ist der Grundstein für die Moralität im individuellen Sinne. Aber vom Standpunkt der seelischen Gesundheit müssen wir darauf hinweisen, daß diese große Errungenschaft nicht von

übereifrigen Erwachsenen überlastet werden darf; dies könnte sich sowohl für den Geist wie für die Moral selbst übel auswirken. Denn das Gewissen eines Kindes kann primitiv, grausam und starr werden, wie sich gerade am Beispiel von Kindern beobachten läßt, die sich mit einer Abschnürung aller ihrer Triebe durch Verbote abfinden mußten, oder von solchen Kindern, die einen über das von den Eltern gewünschte Maß hinausgehenden Buchstabengehorsam entwickeln, oder schließlich von Kindern, die tiefe Regressionen und einen dauernden Groll entwickeln, weil die Eltern selbst nicht nach den strengen Gewissenspflichten leben, die sie im Kind erweckt haben. Einer der schwersten Lebenskonflikte ist der Haß auf die Eltern, wenn sie, die Vorbilder und Vollstrecker des Gewissens, bei dem Versuch beobachtet werden, sich gerade diejenigen Gebotsüberschreitungen zu erlauben, die das Kind an sich selbst nicht länger dulden kann. Diese Überschreitungen sind oft natürliches Ergebnis der Ungleichheit zwischen Eltern und Kind. Oft jedoch sind sie auch eine gedankenlose Ausbeutung dieser Kräfteungleichheit; mit dem Resultat, daß das Kind das Gefühl bekommt, es gehe in der Welt nicht um Gut und Richtig, sondern um Willkür und Macht. Argwohn und Ausweichen, welche sich dann in das »alles oder nichts« des Überlich, jenes Organs der Tradition, mischen, machen den Moralisten zu einer potentiellen Gefahr für sich selbst und für seine Mitmenschen. Die Moralität scheint bei ihm synonym mit Rachsucht und der Unterdrückung Anderer. Es ist notwendig, beim Kinde dieser Altersstufe auf die Quelle solchen Moralisierens (das nicht mit Moral verwechselt werden darf) hinzuweisen, weil der kindliche Moralismus eine Phase ist, die erlebt und durchgearbeitet werden muß. Die Folgen der in diesem Stadium erwachsenden Schuldgefühle (die sich in der tief verankerten Überzeugung des Kindes ausdrücken, daß es selbst oder doch seine Triebe ihrem Wesen nach schlecht seien) zeigen sich oft erst viel später: wenn Konflikte bezüglich der eigenen Initiative zu einer Selbsteinschränkung führen, die das Individuum verhindert, seinen inneren Fähigkeiten oder der Kraft seiner Phantasie oder seines Gefühls gemäß zu leben, was bis zu relativer Impotenz und Frigidität gehen kann. Das alles kann natürlich wieder »überkompensiert« werden in einer großen Schaulust unermüdlicher Initiative und einem Draufgängertum, koste es, was es wolle.

Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl

(S. 98) Man könnte sagen, daß sich die Persönlichkeit in ihrem ersten Stadium um die Überzeugung kristallisiert: »Ich bin, was man mir gibt«, im zweiten um die: »Ich bin, was ich will«. Das dritte kann charakterisiert werden durch: »Ich bin, was ich mir zu werden vorstellen kann«. Nun nähern wir uns dem vierten: »Ich bin, was ich lerne«. Jetzt will das Kind, daß man ihm zeigt, wie es sich mit etwas beschäftigen und wie es mit anderen zusammen tätig sein kann. Auch diese Neigung setzt sehr viel früher ein, besonders bei manchen Kindern. Sie sehen gern zu, wie dies und jenes gemacht wird, und versuchen es selber zu machen. Wenn sie Glück haben, leben sie in der Nähe von Bauernhöfen oder in Straßen mit vielen geschäftigen Leuten und vielen Kindern Iler Altersstufen, so daß sie zuschauen

und mitmachen, beobachten und teilnehmen können in dem Maße, wie ihre Fähigkeiten und ihre Initiative schubweise zunehmen. Nun ist es aber an der Zeit, »in die Schule zu gehen«.

(S. 99f.) Die Grundschulziehung ist bisher zwischen zwei Extremen hin- und hergependelt, nämlich einer Erziehung, die die Schule zur Vorstufe des harten Erwachsenenlebens mit dem Ton auf Disziplin und Pflichtgefühl in der Erfüllung befohlener Aufgaben machte, und dem anderen Extrem einer Erziehung, die ganz der natürlichen kindlichen Tendenz nachgab, spielend zu lernen, zu erfassen, was man tun muß, indem man ausprobert, was Spaß macht. Beide Methoden eignen sich zeitweilig und für manche Kinder, aber nicht dauernd und für alle Kinder. Im ersten Extremfall wird eine Tendenz des Vorschul- und Schulkindes ausgenutzt, sich völlig von befohlenen Pflichten abhängig zu machen. Das Kind lernt dabei viel, was absolut notwendig ist, und entwickelt ein unerschütterliches Pflichtgefühl; aber es wird sich vielleicht nie mehr von einer unnötigen und kostspieligen Selbst-Einschränkung befreien können, mit der es später sich und anderen das Leben schwermachen und auch die natürliche Lust seiner eigenen Kinder am Lernen und Arbeiten zerstören kann. Die zweite Richtung, ins Extrem gesteigert, führt nicht nur zu der wohlbekanntere öffentlichen Kritik, daß die Kinder heutzutage überhaupt nichts mehr lernen, sondern auch bei den Kindern zu einem Gefühl, wie es in der berühmt gewordenen angstvollen Frage eines New Yorker Kindes zum Ausdruck kam: »Fräulein, *müssen* wir heute wieder machen, was wir *wollen*?« Damit ist aufs beste die Tatsache illustriert, daß Kinder in diesem Alter sich ganz gern einer milden, aber festen Disziplin fügen, die ihnen die Entdeckung schmackhaft macht, daß man Dinge lernen kann, auf die man von selber nicht gekommen wäre; die Anziehungskraft dieser Dinge liegt ja gerade darin, daß sie nicht das Produkt von Spiel und Phantasie sind, sondern das Produkt von Realität, praktischer Anwendung und Logik; sie verschaffen dem Kind ein Gefühl der Teilnahme an der wirklichen Welt der Erwachsenen.

(S. 102f.) Obwohl alle Kinder es brauchen, daß man sie zeitweilig allein spielen läßt (oder sie später den Büchern, dem Radio, dem Film oder Fernsehen überläßt, die wenigstens manchmal etwas zu bieten scheinen, das den Bedürfnissen des kindlichen Geistes entspricht), und obwohl alle Kinder Stunden und Tage in einer spielerischen Als-ob-Welt verbringen müssen, werden sie doch alle früher oder später unbefriedigt und mürrisch, wenn sie nicht das Gefühl haben, auch nützlich zu sein, etwas machen zu können und es sogar gut und vollkommen zu machen; dies nenne ich den *Werksinn*. Ohne ihn reagiert das bestunterhaltene Kind, als würde es ausgebeutet. Es ist, als ob es wüßte und als ob seine soziale Umwelt wissen müßte, daß es psychologisch nun schon ein rudimentärer Erwachsener ist und daher anfangen muß, etwas zu arbeiten und für etwas Sorge zu tragen, ehe es auch biologisch ein Vater oder eine Mutter wird. Mit Beginn der Latenzperiode also vergißt das normal entwickelte Kind den Drang, die Welt der Menschen in direktem Angriff zu erobern, und den Wunsch, auf der Stelle

Papa oder Mama zu werden; besser gesagt, es »sublimiert« diesen Wunsch (d. h. es wendet seine Energie auf nützlichere Beschäftigungen und anerkannte Ziele); es lernt, sich Anerkennung zu verschaffen, indem es Dinge produziert. Es entwickelt Fleiß, d. h. es paßt sich den anorganischen Gesetzen der Werkzeugwelt an. Es kann völlig in einer Werk-Situation aufgehen. Eine solche schöpferische Situation zur Vollendung zu bringen, ist nun ein Ziel, das allmählich die Launen und Einfälle seiner idiosynkratischen Triebe und persönlichen Enttäuschungen überlagert. So wie es einmal danach strebte, gut zu laufen, etwas gut wegzuworfen, so strebt es nun danach, etwas gut zu machen. Es entwickelt eine Lust an der *Vollendung eines Jahres* durch Stetigkeit und ausdauernden Fleiß. Die Gefahr dieses Stadiums ist die Entwicklung eines Gefühls von *Unzulänglichkeit und Minderwertigkeit*. Es kann durch unzureichende Lösungen der vorhergehenden Konflikte entstanden sein: vielleicht braucht das Kind seine Mama noch immer mehr als alles Wissen; es möchte vielleicht lieber noch das Baby zu Hause als ein großes Schulkind sein; es vergleicht sich noch mit seinem Vater, und der Vergleich erweckt sowohl ein physisches, Unterlegenheits- als auch ein Schuldgefühl. Das Familienleben (bei kleinen Familien) hat das Kind nicht genügend für das Schulleben vorbereitet, oder die Schule enttäuscht die Erwartungen früherer Stadien, weil nichts von dem, was es schon so gut konnte, beim Lehrer etwas gilt. Andererseits kann es imstande sein, auf Gebieten zu brillieren, die noch schlummernd liegen und die, wenn nicht jetzt erweckt, sich nur spät oder gar nicht entwickeln werden.

Identität gegen Identitätsdiffusion

(S. 105f.) Mit der Aufnahme guter Beziehungen zur Welt des Schaffens und zu denjenigen, die diese neuen Fertigkeiten lehren und teilen, endet die eigentliche Kindheit. Jetzt beginnt die Jugendzeit. Ab in der Pubertät werden alle Identifizierungen und alle Sicherungen, auf die man sich früher verlassen konnte, erneut in Frage gestellt, und zwar wegen des raschen Körperwachstums, das sich nur mit dem in der frühen Kindheit vergleichen läßt und dem sich jetzt die gänzlich neue Eigenschaft der physischen Geschlechtsreife zugesellt. Der wachsende und sich entwickelnde Jugendliche ist nun, angesichts der physischen Revolution in ihm, in erster Linie damit beschäftigt, seine soziale Rolle zu festigen. Er ist in manchmal krankhafter, oft absonderlicher Weise darauf konzentriert herauszufinden, wie er, im Vergleich zu seinem eigenen Selbstgefühl, in den Augen anderer erscheint und wie er seine früher aufgebauten Rollen und Fertigkeiten mit den gerade modernen Idealen und Leitbildern verknüpfen kann. Manche Jugendliche müssen in ihrer Suche nach einem neuen Gefühl von Dauer und Identität die Kämpfe früherer Jahre noch einmal durchfechten und sind niemals bereit, sich bleibende Idole und Ideale als Hüter ihrer schließlichen Identität aufzurichten.

Die Integration, die nun in der Form der Ich-Identität stattfindet, ist mehr als die Summe der Kindheitsidentifikationen. Sie ist das innere Kapital, das zuvor in den Erfahrungen einander folgender Entwicklungsstufen angesammelt wurde, wenn eine erfolgreiche Identifikation zu einer erfolgreichen Ausrichtung der Grundtriebe des Individuums auf seine Begabung und seine Chancen geführt hat. In der

Psychoanalyse werden solche erfolgreichen Ausrichtungen der »Ich-Synthese« zugeschrieben; ich habe darzustellen versucht, daß die in der Kindheit gesammelten Ich-Werte in die *Ich-Identität* münden. Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen darauf, daß der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten. Dieses Selbstgefühl, das am Ende jeder der Hauptkrisen erneut bestätigt sein muß, wächst sich schließlich zu der Überzeugung aus, daß man auf eine erreichbare Zukunft zuschreitet, daß man sich zu einer bestimmten Persönlichkeit innerhalb einer nunmehr verstandenen sozialen Wirklichkeit entwickelt. Das wachsende Kind muß aus jedem Schritt ein belebendes Realitätsgefühl gewinnen, indem es sieht, daß sein individueller Weg der Bewältigung von Erfahrungen eine erfolgreiche Variante der Wege ist, auf denen andere Leute um es herum Erfahrungen bewältigen und die Tatsache, daß man es tut, anerkennen. In diesem Punkt kann man Kinder nicht durch gedankenloses Loben und herablassende Ermutigung täuschen. Vielleicht muß ein Kind in Ermangelung eines Besseren mit einer künstlichen Stützung seiner Selbstachtung vorlieb nehmen, aber das, was ich seine sich aufspeichernde Ich-Identität nenne, erhält seine wirkliche Stärke nur durch die vorbehaltlose und ernsthafte Anerkennung seiner wirklichen Leistungen, d. h. eines Erfolges, der für die bestehende Kultur von Bedeutung ist. Wenn andererseits ein Kind fühlt, daß seine Umgebung es zu radikal aller der Ausdrucksmittel berauben will, mit denen es den nächsten Schritt seiner Ich-Identität entwickeln und integrieren kann, so wird es diese mit erstaunlicher Kraft verteidigen, wie man es sonst nur von Tieren kennt, die plötzlich um ihr Leben kämpfen müssen. In der Tat gibt es in dem gesellschaftlichen Dschungel menschlicher Existenz kein Lebensgefühl ohne dieses Gefühl der Ich-Identität. Wenn man das versteht, versteht man auch die Kämpfe der heranwachsenden Jugend besser, besonders die Mühen all jener, die nicht einfach »nette« Jungen und Mädchen sein können, sondern die verzweifelt nach einem sie befriedigenden Gefühl der Zugehörigkeit suchen, sei es zu Cliquen und Banden in Amerika oder zu begeisternden Massenbewegungen in anderen Ländern. Die Ich-Identität entwickelt sich also aus einer gestuften Integration aller Identifikationen; aber auch hier hat das Ganze eine andere Qualität als die Summe seiner Teile. Unter günstigen Umständen erhalten Kinder den Kern einer abgehobenen Identität schon sehr frühzeitig; oft verteidigen sie ihn sogar gegen den Zwang, sich mit einem Elternteil übermäßig zu identifizieren.

(S. 109f.) Die Gefahr dieses Stadiums ist die Identitätsdiffusion, so wie Biff es in Arthur J. Millers *Tod eines Handlungsreisenden* ausspricht: »Ich kann es einfach nicht zu fassen kriegen, Mutter, ich kann das Leben nirgends festhalten.« In Fällen, in denen dieser Zwiespalt auf starken früheren Zweifeln an der eigenen ethnischen oder geschlechtlichen Identität beruht, kommt es nicht selten zu kriminellen oder psychotischen Episoden. Viele Jugendliche kommen mit der übernommenen, ihnen durch die unerbittliche Standardisierung der amerikanischen Jugend aufgezwungenen Rolle nicht zurecht und flüchten: lassen Schule oder Arbeitsplatz im Stich, bleiben nächtelang fort oder verkriechen sich in aus-

gefallene oder unzugängliche Stimmungen. Einmale straffällig geworden, ist es ihr größtes Bedürfnis und oft ihre einzige Rettung, daß ältere Freunde, Ratgeber und Gerichtspersonen davon absehen, sie psychiatrisch und sozial durch Urteile zu klassifizieren, die die besonderen dynamischen Bedingungen der Reifezeit ignorieren. Denn wenn man die scheinbar psychotischen oder kriminellen Fälle von Jugendlichen korrekt diagnostiziert und behandelt, haben sie nicht die gleiche fatale Bedeutung wie bei anderen Altersgruppen. So mancher Jugendliche, der von seiner Umgebung zu hören bekommt, er sei ein geborener Strolch, ein komischer Vogel oder Außenseiter, wird erst aus Trotz dazu. Im allgemeinen ist es hauptsächlich die Unfähigkeit, sich für eine Berufs-Identität zu entscheiden, was die Jungen Leute beunruhigt. Um sich selbst zusammenzuhalten, überidentifizieren sie sich zeitweilig - bis zu einem Grad scheinbar völliger Aufgabe des Ich - mit den Helden von Cliques und Massen. Andererseits werden sie bemerkenswert exklusiv, intolerant und grausam gegen andere, die »verschieden« sind in Hautfarbe oder Herkunft, Geschmack und Gaben, oft auch nur in ganz winzigen Momenten der Kleidung und Gestik, die willkürlich als *die* Kennzeichen der Gruppenzugehörigkeit gewählt werden. Es ist wichtig, daß man diese Intoleranz als notwendige *Abwehr gegen ein Gefühl der Identitätsdiffusion* versteht (was nicht heißt, daß man sie billigt oder teilt), als ein Gefühl, das unvermeidlich zu einer Zeit eintreten muß, in welcher der Körper seine Proportionen radikal ändert, die geschlechtliche Reifung Körper und Vorstellungswelt mit allerlei Trieben überschwemmt, der Umgang mit dem anderen Geschlecht herannaht, gelegentlich sogar dein jungen Menschen aufgezwungen wird, und in der das Leben mit einer Vielfalt von widersprechenden Möglichkeiten vor ihm liegt, unter denen er wählen soll. So helfen sich die Jugendlichen für eine Weile durch diese unvertraute Lage hindurch, indem sie Cliques bilden und sich selbst, ihre Ideale und ihre Feinde zu Stereotypen vereinfachen. Hieraus erklärt sich wohl auch der Anreiz, den primitive und grausame totalitäre Doktrinen auf das Denken der Jugendlichen ausüben, besonders in Ländern und Klassen, die ihre Gruppenidentität (sei sie feudaler, agrarischer, nationalistischer oder sonstiger Art) in diesen Zeiten der die ganze Welt erfassenden Industrialisierung verloren haben oder gerade verlieren. Die Dynamik der stürmischen politischen Reifungszeit der patriarchalischen und agrarischen Länder (Länder, die in einer radikalen Wandlung ihrer politischen Struktur und Wirtschaftsordnung stehen) erklärt die Tatsache, daß die Jugendlichen dort überzeugende und sie ausfüllende Identitäten in den simplen totalitären Doktrinen von Rasse, Klasse oder Nation finden.

Die drei Stadien des Erwachsenenlebens

Intimität und Distanzierung gegen Selbstbezogenheit

(S. 114ff.) Kindheit und Jugend sind vorüber; jetzt beginnt, wie man so sagt, das Leben, womit im allgemeinen die Arbeit oder das Studium für einen bestimmten Beruf, das Zusammentreffen mit dem anderen Geschlecht und im Laufe der Zeit Heirat und die Gründung einer eigenen Familie gemeint sind. Aber erst nachdem ein einigermaßen sicheres Gefühl der Identität erreicht ist, ist eine wirkliche Intimität mit dem anderen Geschlecht (wie übrigens auch mit Jedem anderen

Menschen und sogar mit sich selber) möglich. Der geschlechtliche Verkehr ist nur ein Teil dessen, was ich meine, denn natürlich wartet die geschlechtliche Intimität nicht immer auf die Fähigkeit, eine wechselseitige psychologische Intimität mit einem anderen Menschen zu entwickeln. Der Jugendliche, der sich seiner Identität noch nicht sicher ist, scheut vor der Intimität mit anderen Menschen zurück; aber je sicherer er seiner selbst wird, um so mehr sucht er sie in Form von Freundschaft, Wettstreit, Gefolgschaft, Liebe und Inspiration.

Es gibt eine Art jugendlichen Zusammenhaltens zwischen Jungen und Mädchen, das oft fälschlich entweder für sexuelle Anziehung oder für Liebe gehalten wird. Falls nicht die Sitte ein heterosexuelles Verhalten fordert, entspringt eine solche Freundschaft oft dem Streben, zu einer Definition seiner eigenen Identität zu gelangen, indem man endlose Gespräche miteinander führt, einander benennt, als was man sich selber fühlt und als was einem der andere erscheint, und indem man Pläne, Wünsche und Hoffnungen diskutiert. Wenn ein junger Mensch eine solche intime Beziehung zu anderen - und auch, will ich meinen, zu seinem eigenen Inneren - in der späteren Jugendzeit oder frühen Erwachsenenzeit nicht fertigbringt, wird er sich entweder isolieren oder bestenfalls nur sehr stereotype und formale zwischenmenschliche Beziehungen aufnehmen können (formal in dem Sinne, daß diesen Beziehungen das Spontane, Warme und wirklich Kameradschaftliche fehlt), oder er muß sie in wiederholten Anläufen und häufigen Mißerfolgen immer neu suchen. Leider heiraten viele junge Leute unter solchen Umständen, in der Hoffnung, sie könnten im Partner sich selbst finden; aber die vorzeitige Pflicht, in einer festgelegten Weise als Gatten und Eltern zu fungieren, stört sie in der Vollendung der Arbeit an sich selbst. Auch häufiger Partnerwechsel ist kaum die richtige Lösung, ehe man nicht - etwa durch weise Leitung - zu der Einsicht gekommen ist, daß es keine wahre Zweiheit gibt, bevor man nicht selber eine Einheit ist. Das Gegenstück zur Intimität ist die *Distanzierung*: die Bereitschaft, Einflüsse und Menschen von sich fernzuhalten, zu isolieren und, falls notwendig, zu zerstören, die einem für das eigene Wesen gefährlich erscheinen. Diese reifere und wirksamere Art der Ablehnung (die in der Politik und im Kriege benutzt und ausgebeutet wird) ist über die blinden Vorurteile hinausgewachsen, die während des Kampfes um Identität so scharf und grausam das Vertraute vom Fremden trennen. Zuerst erlebt man intime, rivalisierende und streitbare Beziehungen mit den gleichen Menschen. Allmählich ergibt sich eine Polarisierung längs den Linien der Rivalität, der geschlechtlichen Umarmung und der verschiedenen Formen scharfen Kampfes.

Freud wurde einst gefragt, was seiner Meinung nach ein normaler Mensch gut können müsse. Der Frager erwartete vermutlich eine komplexe und »tiefe« Antwort. Aber Freud soll einfach gesagt haben: »Lieben und arbeiten«. Es lohnt sich, über diese einfache Formel nachzudenken; je länger man es tut, um so tiefer wird sie. Denn wenn Freud »lieben« sagte, so meinte er damit ebenso sehr das Verströmen von Güte wie die geschlechtliche Liebe; und wenn er sagte »Lieben und arbeiten«, so meinte er damit ein Berufsleben, das den Menschen nicht völlig verschlingt und sein Recht und seine Fähigkeit, auch ein Geschlechtswesen und ein Liebender zu sein, nicht verkümmern läßt.

Generativität gegen Stagnierung

(S. 117ff.) Das Problem der Genitalität ist eng verbunden mit dem siebenten Kriterium seelischer Gesundheit, nämlich der Elternschaft. Sexuelle Partner, die in ihrer Beziehung zueinander die wahre Genitalität finden, werden bald wünschen (falls die Entwicklung überhaupt auf den ausdrücklichen Wunsch wartet), mit vereinter Kraft einen gemeinsamen Sprößling aufzuziehen. Diesen Wunsch habe ich das Streben nach Generativität genannt, weil es sich (durch Genitalität und die Gene) auf die nächste Generation richtet. Die damit verbundenen Probleme scheinen mir von keinem anderen der neu aufgetretenen Begriffe, wie Kreativität und Produktivität, voll gedeckt zu sein. 6 Generativität ist in erster Linie das Interesse an der Erzeugung und Erziehung der nächsten Generation, wenn es auch Menschen gibt, die wegen unglücklicher Umstände oder aufgrund besonderer Gaben diesen Trieb nicht auf ein Kind, sondern auf eine andere schöpferische Leistung richten, die ihren Teil an elterlicher Verantwortung absorbieren kann. Wesentlich ist, sich klarzumachen, daß dies ein Stadium des Wachstums der gesunden Persönlichkeit ist und daß, wenn diese Bereicherung ganz entfällt, eine Regression von der Generativität auf ein quälendes Bedürfnis nach Pseudointimität eintritt, oft verbunden mit einem übermächtigen Gefühl von Stillstand und Verarmung in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Menschen, die keine Generativität entwickeln, fallen oft sich selbst gegenüber dem Gefühl anheim, als seien sie ihr eigenes, einziges Kind: sie beginnen sich selber zu verwöhnen. Die bloße Tatsache, daß man Kinder hat oder nur sich Kinder wünscht, bedeutet natürlich nicht schon Generativität; in der Tat scheint es, als ob die Mehrzahl der jungen Eltern, denen man in der Child-Guidance-Arbeit begegnet, an der Unfähigkeit leidet, dieses Stadium zu entwickeln. Die Gründe dafür finden sich oft in frühen Kindheitseindrücken; in unheilvollen Identifikationen mit den Eltern; in übermäßiger Eigenliebe, die auf einer zu mühsam erreichten Identität beruht; schließlich (und hier kommen wir zu unserem Ausgangspunkt zurück) im Mangel an irgendeinem Glauben, einem »Vertrauen in die Gattung«, das das Kind zu einem willkommenen Unterpfand der Gemeinschaft machen würde.

Integrität gegen Verzweiflung und Ekel

Nur wer einmal die Sorge für Dinge und Menschen auf sich genommen hat, wer sich den Triumphen und Enttäuschungen angepaßt hat, nolens volens der Ursprung anderer Menschenwesen und der Schöpfer von Dingen und Ideen zu sein - nur dem kann allmählich die Frucht dieser sieben Stadien heranwachsen. Ich weiß kein besseres Wort dafür als *Integrität*. Mangels einer klaren Definition möchte ich wenigstens auf einige Eigenschaften dieses seelischen Zustandes hinweisen. Er bedeutet die Annahme seines einen und einzigen Lebenszyklus und der Menschen, die in ihm notwendig da sein mußten und durch keine anderen ersetzt werden können. Er bedeutet eine neue, andere Liebe zu den Eltern, frei von dem Wunsch, sie möchten anders gewesen sein als sie waren, und die Bejahung der Tatsache, daß man für das eigene Leben allein verantwortlich ist. Er enthält ein Gefühl - vor. Kameradschaft zu den Männern und Frauen ferner

Zeiten und Lebensformen, die Ordnungen und Dinge und Lehren schufen, welche die menschliche Würde und Liebe vermehrt haben. Obwohl ein Mensch, der Integrität besitzt, sich der Relativität der unter verschiedenen Lebensweisen bewußt ist, die dem menschlichen Streben Sinn verliehen haben, ist er bereit, die Würde seiner eigenen Lebensform gegen alle physischen und wirtschaftlichen Bedrohungen zu verteidigen. Denn er weiß, daß sein individuelles Leben die zufällige Koinzidenz nur eines Lebenskreises mit nur einem Segment der Geschichte ist; und daß für ihn alle menschliche Integrität mit dem einen Integritäts-Stil steht und fällt, an dem er teilhat. Dies möge ein erster Versuch sein, den Begriff Integrität zu formulieren, ausgehend von meiner Erfahrung auf klinischem und anthropologischem Gebiet; hier vor allem muß nun jeder Leser, jede Studiengruppe in ihren eigenen Worten weiterentwickeln, was ich tastend mit den meinen begonnen habe. Aber ich kann aus klinischer Erfahrung noch hinzufügen, daß Mangel oder Verlust dieser aufgespeicherten Ich-Integration sich in Verzweiflung und einer oft unbewußten Todesfurcht anzeigt: der eine und einzige Lebenszyklus wird nicht als das Leben schlechthin bejaht; in der Verzweiflung drückt sich das G föhl aus, daß die Zeit kurz, zu kurz für den Versuch ist, ein neues Leben zu beginnen, andere Wege zur Integrität einzuschlagen. Eine solche Verzweiflung versteckt sich oft hinter einer Kulisse von Ekel, Lebensüberdruß oder einer chronischen Verächtlichmachung bestimmter Institutionen oder bestimmter Leute - eine Kritik, die, wenn sie nicht mit konstruktiven Ideen und der Bereitschaft zum Mitwirken verbunden ist, nur die Selbstverachtung des Individuums ausdrückt. So bedeutet Ich-Integrität auch eine emotionale Integration, die es dem Individuum gestattet, sich einer Sache als Anhänger anzuschließen, aber auch die Verantwortung der Führung auf sich zu nehmen; beides muß gelernt und geübt werden, sei es im politischen oder religiösen Leben, in der Wirtschaft oder in der Technik, im aristokratischen Lebensstil, in Kunst oder Wissenschaft.

Auszüge aus weiteren Aufsätzen des Buchs

1. Ich-Entwicklung und geschichtlicher Wandel

Gruppenidentität und Ich-Identität

(...) S. 17f. *über das Kleinkind*: Aus der Wahrnehmung, daß seine individuelle Weise, Erfahrungen zu verarbeiten (seine Ich-Synthese), eine erfolgreiche Variante einer Gruppenidentität ist und im Einklang mit der Raum-Zeit und dem Lebensplan der Gruppe steht, muß das heranwachsende Kind ein belebendes Realitätsgefühl ableiten können. Das Kind, das gerade entdeckt hat, daß es

laufen kann, scheint nicht nur den Drang zu spüren, den Akt des Laufens zu wiederholen und zu vervollkommen: aus libidinöser Lust im Sinne von Freuds Bewegungs-Erotik oder aus dem Bedürfnis nach bestmöglicher Beherrschung im Sinne von I. Hendricks Arbeitsprinzip; es entdeckt auch, daß es mit der neuen Körperhaltung einen neuen Status bekommen hat: »einer der laufen kann«, mit all den Nebenbedeutungen, die diese Kunst innerhalb des Lebensplans seiner Kultur besitzen mag: »einer der vorwärtskommen wird« oder »einer der aufrecht dastehen wird« oder auch »einer der zu weit gehen wird«. Jemand zu sein, der laufen kann, wird zu einem der vielen Schritte in der Entwicklung des Kindes, die durch Koinzidenz der körperlichen Fähigkeit mit ihrer Bedeutung innerhalb der betreffenden Kultur, der Funktionslust mit der Anerkennung durch die Umwelt, zu einem realistischeren Selbstgefühl beitragen. Dieses Selbstgefühl ist keineswegs nur eine narzißtische Bestätigung der infantilen Omnipotenz (die wäre billiger zu haben); es erstarkt vielmehr zu der Überzeugung, daß das Ich wesentliche Schritte in Richtung auf eine greifbare kollektive Zukunft zu machen lernt und sich zu einem definierten Ich innerhalb einer sozialen Realität entwickelt. **Dieses Gefühl möchte ich »Ich-Identität«** nennen. Ich möchte klarmachen, daß es sich dabei um eine subjektive Erfahrung und eine dynamische Tatsache, um ein gruppenpsychologisches Phänomen und - im Rahmen dieser Untersuchung - ein klinisches Forschungsthema handelt.

(S. 24) `Das bewußte Gefühl, eine *persönliche Identität* zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen. Was wir hier Ich-Identität nennen wollen, meint also mehr als die bloße Tatsache des Existierens, vermittelt durch persönliche Identität; es ist die Ich-Qualität dieser Existenz. So ist Ich-Identität unter diesem subjektiven Aspekt das Gewahrwerden der Tatsache, daß in den synthetisierenden Methoden des Ichs eine Gleichheit und Kontinuität herrscht und daß diese Methoden wirksam dazu dienen, die eigene Gleichheit und Kontinuität auch in den Augen der anderen zu gewährleisten.

Die subtileren Methoden, durch welche man Kinder dahin bringt, historische oder lebende Menschen als Vorbilder für gut und böse anzunehmen, sind noch kaum studiert worden. Kleinste Zeichen von Gefühlen wie Zuneigung, Stolz, Ärger, Schuld, Angst, sexuelle Spannung (und nicht so sehr die gebrauchten Wörter, die intendierten Bedeutungen oder die ihnen zugrunde liegende Anschauung) übermitteln dem Kind die Grundzüge dessen, was in dieser Welt wirklich zählt, d. h. die Variablen der Raum-Zeit seiner Gruppe und die Perspektiven ihres Lebensplans.

Ebenso unerkannt sind die minutiösen sozialen und kulturellen *Paniken*, die über die Familie hereinbrechen und beim Individuum Regressionen zu infantilen Bußübungen und eine reaktionäre Wiederaufnahme primitiverer Moralvorschriften verursachen. Wenn solche Paniken hinsichtlich der Zeit und der Dynamik mit einer der psychosexuellen Krisen des Kindes zusammenfallen, tragen sie zur Ausbildung seiner Neurose bei: jede Neurose ist gemeinsam erlebte Panik, isoliert erlebte Angst und somatische Spannung in einem. Wir beobachten z. B.,

daß in unserer Schuldgefühls-Kultur der Einzelne und ganze Gruppen, wenn sie bemerken, daß ihr sozial-ökonomischer Status gefährdet ist, sich unbewußt benehmen, als ob das drohende Unheil in Wirklichkeit durch innere Gefahren (Versuchungen) heraufbeschworen wäre. Infolgedessen tritt nicht nur eine Regression des Individuums auf frühe Schuldgefühle und Bußleistungen ein, sondern es kommt auch zu einer reaktionären Rückkehr zu Inhalt und Form historisch älterer Verhaltensgrundsätze. Der innere Moralkodex wird einschränkender, magischer, exklusiver, intoleranter usw. Was unsere Patienten so häufig als ihr Kindheitsmilieu beschreiben, ist oft die Verdichtung weniger ausgewählter Perioden, in denen zu viele gleichzeitige Veränderungen zu einer panikartigen Atmosphäre führten.

(S. 25f.) In unserer Kultur ist es üblich, daß die unbewußte negative Identität (das Bild, dem ähnlich zu sein das Ich am meisten fürchtet) sich aus Bildern eines mißhandelten (kastrierten) Körpers, einer ethnisch fremden Gruppe und einer ausgebeuteten Minderheit zusammensetzt. Auch wenn sich diese Verbindung in einer Vielzahl von Syndromen manifestiert, ist sie immer vorhanden, bei Männern wie bei Frauen, bei Mehrheiten wie bei Minderheiten, in allen Klassen einer gegebenen nationalen oder kulturellen Einheit. Denn das Ich versucht

während seiner Bemühungen um Synthese, das mächtigste Ideal und das stärkste negative Leitbild (sozusagen als absolute Gegner) in sich aufzunehmen und mit ihnen die ganze Bilderwelt von Gut und Böse, Überlegenheit und Unterlegenheit, männlich und weiblich, freiboren und Sklave, potent und impotent, schön und häßlich, rasch und langsam, groß und klein, in einfache Alternativen aufzuteilen, um die verwirrenden Einzelfehden in *einer* großen Schlacht und nach *einem* strategischen Plan zum Austrag zu bringen. In diesem Zusammenhang übt das latente Bild einer einheitlicheren Vergangenheit einen reaktionären Einfluß aus und zeigt sich in spezifischen Formen des Widerstandes; diesen müssen wir studieren, um die historische Basis der Wahlmöglichkeiten zu verstehen, die das

Ich des Patienten zur Verfügung hat. Unbewußte Assoziationen von nationalen ethnischen mit moralischen und sexuellen Alternativen sind ein notwendiger Bestandteil jeder Gruppenbildung. Durch ihr Studium kann die Psychoanalyse ihre therapeutischen Methoden vervollkommen und zugleich zur Erkenntnis der unbewußten Komponenten des Vorurteils beitragen.?

Sowohl in psychotherapeutischen Behandlungen als auch in sozialen Reformbestrebungen enthüllt sich immer wieder die traurige Wahrheit, daß in jedem auf Unterdrückung, Ausstoßung und Ausbeutung beruhenden System der Unterdrückte, Ausgestoßene und Ausgebeutete unbewußt an das negative Leitbild glaubt, das zu verkörpern er von der herrschenden Gruppe gezwungen wird. So wurde ich einmal von einem hochgewachsenen, intelligenten

Ranch-Besitzer konsultiert, der in der Landwirtschaft des amerikanischen Westens eine gewisse Rolle spielte. Einzig seine Frau wußte, daß er als Jude geboren und in der Judenstraße einer Großstadt aufgewachsen war. Sein Leben,

äußerlich so erfolgreich, war durch ein Netz von Zwängen und Phobien eingengt, das, wie die Analyse bewies, seiner Bewegungsfreiheit in den Tälern des Westens die Enge seines Kindheitsmilieus aufoktroierte. Seine Freunde und Gegner, seine Standesgenossen und Untergebenen nahmen unbewußt die Rollen der deutschen Jungen oder der irischen Banden ein, die dem kleinen Judenjungen den täglichen Schulweg zur Qual gemacht hatten, den Weg von einer abgelegenen und vornehmeren Juden

straße durch feindliche Häuserruinen und Bandenkriege zum kurzfristigen Aufenthalt im demokratischen Klassenraum. Die Analyse dieses Mannes lieferte einen betrüblichen Kommentar zu der Tatsache, daß das negative Bild einer jüdischen Identität, so wie es ein Julius Streicher gezeichnet hatte, kaum schlimmer sein kann als das Bild, das mancher Jude von sich selbst in sich trägt, auch wenn er es - mit paradoxen Erfolgen - auf einem Gebiet zu widerlegen sucht, wo seine Vergangenheit kaum eine Rolle spielt. Der betreffende Patient glaubte ganz aufrichtig, daß man den Juden nur durch eine Schönheitsoperation helfen könnte. Im Körper-Ich von Patienten mit kranker Ich-Identität spielen diejenigen Körperteile, an denen die besondere Kennzeichnung der Rasse zu hängen scheint (im Falle des Farmers die Nase, im Falle der Tänzerin das Rückgrat), eine ähnliche Rolle wie das beschädigte Glied bei einem Krüppel oder die Genitalien allgemein bei den Neurotikern. Der betreffende Körperteil hat einen besonderen Ich-Tonus: Der Kranke hat das Gefühl, er sei größer und schwerer oder kleiner und gewichtslos - jedenfalls vom Körperganzen abgelöst, zugleich aber das vermeintliche Zentrum der Aufmerksamkeit aller anderen Menschen.

3 Das Problem der Ich-Identität

(S. 123 f.) Zunächst ein Wort über den Ausdruck »Identität«. Soweit mir bekannt, benutzte Freud ihn als vollinhaltlichen Begriff nur einmal, und zwar in einem psycho-sozialen Zusammenhang. Bei dem Versuch, seine Bindung an das Judentum zu formulieren, sprach er von der »klaren Bewußtheit innerer Identität« (1926 b), die sich nicht auf Rasse oder Religion stütze, sondern auf eine gemeinsame Bereitschaft, in der Opposition zu leben, und auf die gemeinsame Freiheit von Vorurteilen, die den Gebrauch des Verstandes einschränkten. Hier weist der Begriff »Identität« also auf das Band hin, das den einzelnen Menschen mit den von seiner einzigartigen Geschichte geprägten Werten seines Volkes verbindet. Zugleich bezieht er sich aber auch auf den Angelpunkt in der Entwicklung gerade dieses Menschen, denn das Thema »unbestechliche Beobachtung um den Preis beruflicher Isolierung« hatte für Freuds Leben zentrale Bedeutung (Erikson, 1954). Diese Identität von etwas im Kern des Individuums Angelegtem und einem wesentlichen Aspekt des inneren Zusammenhalts der Gruppe soll also der Gegenstand unserer Untersuchung sein; denn der junge Mensch muß

lernen, dort am meisten er selbst zu sein, wo er auch in den Augen der anderen am meisten bedeutet - jener anderen natürlich, die wieder für ihn die höchste Bedeutung erlangt haben. Der Begriff »Identität« drückt also insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfaßt. Ich kann das Problem der Identität nur zu verdeutlichen versuchen, indem ich es von einer Anzahl von Blickwinkeln aus anleuchte, etwa biographischen, pathographischen und theoretischen, wobei dann der Begriff der Identität in jeweiligen Zusammenhang für sich selber sprechen soll. Es wird sich dadurch einmal um ein bewußtes Gefühl der individuellen Identität, ein andermal um das unbewußte Streben nach einer Kontinuität des persönlichen Charakters zu handeln scheinen; einmal wird die Identität als ein Kriterium der stillschweigenden Akte der Ich-Synthese, dann wieder als das Festhalten an einer inneren Solidität mit den Idealen und der Identität einer Gruppe erscheinen. Manchmal wird der Begriff völlig naiv im Sinne der Umgangssprache benutzt werden, um dann wieder vage an vorhandene Begriffe der Psychoanalyse und Soziologie anzuknüpfen. So wird zwar am Ende unserer Untersuchung der Begriff selbst immer noch einigermaßen mehrdeutig erscheinen, aber man darf hoffen, daß ein wichtiges Problem und ein notwendiger Gesichtspunkt in seinen Umrissen schärfer hervorgetreten sein wird.

Genetischer Ansatz: Identifikation und Identität

(S. 136) Die Autobiographien hervorragender (und hervorragend selbst-einsichtiger) Menschen sind reiche Quellen für die Erschließung der Wege zur Identitätsbildung. Um aber einen festen Ausgangspunkt für eine Diskussion der allgemeinmenschlichen Genese der Identität zu erhalten, müßte man die Identitätsentwicklung an der Lebensgeschichte oder durch die wesentlichen 1 Phänepisoden »gewöhnlicher« Menschen hindurch verfolgen - solcher Menschen also, deren Leben weder zu einer berufsmäßigen Selbstbiographie geworden ist (wie das von Shaw) noch ein psychiatrischer Fall von der Art, wie wir sie im nächsten Kapitel besprechen werden. Es ist mir nicht möglich, solches Material beizubringen; ich muß mich hier vielmehr auf Beobachtungen aus dem täglichen Leben, auf allgemeine Eindrücke aus der Mitarbeit an einer »Longitudinalstudie« an Kindern³ und auf Erfahrungen aus der Erziehungsberatungsarbeit an nur leicht gestörten Jugendlichen stützen. Die Adoleszenz ist die letzte und abschließende Phase der Kindheit. Der Prozeß der Adoleszenz ist jedoch nur dann wirklich abgeschlossen, wenn das Individuum seine Kindheitsidentifikationen einer neuen Form von Identifikation untergeordnet hat, die es in der intensiven Gemeinschaft und im Wettstreit mit Gleichaltrigen errungen hat. Diese neuen Identifikationen sind nicht mehr durch das Spielerische der Kindheit und die Probierfreude der Vorpubertätszeit charakterisiert. Unerbittlich zwingen sie den jungen Menschen, Entscheidungen zu treffen, die mit wachsender Beschleunigung zu immer endgültigeren Selbstdefinitionen, zu irreversiblen Rollen und so zu Festlegungen »fürs Leben« führen. Die Aufgabe, die der junge Mensch und seine Gesellschaft hier zu leisten hat, ist oft schwierig; notwendigerweise ergeben sich für den einzelnen und die verschiedenen Gesellschaften große Unter-

schiede in bezug auf Dauer, Intensität und Ritualisierung der Adoleszenz. Die einzelnen Kulturen gestatten und die einzelnen jungen Menschen brauchen eine mehr oder weniger anerkannte Karenzzeit zwischen Kindheit und Erwachsenenleben, institutionalisierte *psychosoziale Moratorien*, während welcher ein nunmehr endgültiger Rahmen für die »innere Identität« vorgezeichnet wird.

(S. 138) Die Psychoanalyse hat noch nicht genügend in Rechnung gestellt, daß solches Erkantwerden für das Ich bei den spezifischen Aufgaben der Adoleszenz eine absolut unentbehrliche Stütze darstellt. Diese Aufgaben sind: die Aufrechterhaltung der wichtigsten Abwehrmechanismen des Ichs gegen die verstärkte Intensität der Triebe (die nun über einen gereiften Sexualapparat und ein vollwachsendes Muskelsystem verfügen); die Konsolidierung der wichtigsten »konfliktfreien« Leistungen entsprechend den gegebenen Arbeitsmöglichkeiten; die erneute Synthese aller Kindheitsidentifikationen in einer einzigartigen Weise und doch in Übereinstimmung mit den Rollen, die ein nunmehr erweiterter Ausschnitt der Gesellschaft anbietet - sei es das Straßenviertel, der zukünftige Beruf, eine Gemeinschaft verwandter Geister oder auch (wie in Shaws Fall) die »großen Toten«.

Sprachlich wie psychologisch haben Identität und Identifikation die gleichen Wurzeln. Ist nun die Identität nur die Summe rüherer Identifikationen, oder ist sie vielleicht eine Reihe zusätzlicher Identifikationen?

Die begrenzte Verwendbarkeit des Identifikationsmechanismus wird sogleich offenbar, wenn wir bedenken, daß eine bloße Summierung der Kindheitsidentifikationen (die bei unseren Patienten oft in überspitzter Morbidität und Widersprüchlichkeit auftreten) niemals zu einer funktionstüchtigen Persönlichkeit führen könnte. Es wird zwar gewöhnlich angenommen, daß es die Aufgabe der Psychotherapie sei, krankhafte und übermäßige Identifikationen durch günstigere zu ersetzen. Aber wie jede Behandlung beweist, neigen die »günstigeren« Identifikationen immer sogleich dazu, in aller Stille einer neuen, einheitlichen »Gestalt« untergeordnet zu werden, die mehr ist als die Summe der Teile. Identifikationen sind nämlich doch nur Mechanismen von begrenzter Brauchbarkeit. Das Kind pflegt sich in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung mit gewissen Teilaspekten der Menschen zu identifizieren, die, sei es in Wirklichkeit oder in der Phantasie, am stärksten auf es einwirken. Seine Identifikationen mit den Eltern z. B. kreisen um bestimmte überbewertete und kaum verstandene Körperteile, Fähigkeiten und Rollen-Erscheinungen.

Diese Teilaspekte werden auch nicht wegen ihres sozialen Wertes bevorzugt (es handelt sich ja oft um alles andere als die am besten angepaßten Eigenschaften der Eltern), sondern auf Grund der besonderen Natur der kindlichen Phantasie, die nur allmählich einer realistischeren Bewertung der sozialen Wirklichkeit Raum gibt. Jene endgültige Identität also, die am Ende der Adoleszenz erstet, ist jeder einzelnen Identifikation mit den Beziehungspersonen der Vergangenheit durchaus übergeordnet; sie schließt alle wichtigen Identifikationen ein, aber verändert sie auch, um aus ihnen ein einzigartiges und einigermaßen zusammenhängendes Ganzes zu machen. Wenn wir, grob gesprochen, annehmen, daß Introjektion-Projektion, Identifikation und Identitätsbildung die drei

Mechanismen sind, durch die das Ich einen immer reiferen Umgang mit den Identitäten der Vorbilder des Kindes entwickelt, so erhalten wir das folgende psychosoziale Entwicklungsschema:

Die Mechanismen der *Introjektion und Projektion*, die den Grund für die späteren Identifikationen legen, erreichen eine relative Integrierung nur durch eine befriedigende gegenseitige Beziehung zwischen der (den) mütterlich betreuenden Erwachsenen und dem betreuten Kinde (Erikson, 1950 a). Nur durch das Erlebnis dieser grundlegenden Gegenseitigkeit gewinnt das Kind den sicheren Pol des Selbstgefühls, von dem aus es zu dem anderen Pol, den ersten Liebes-»Objekten«, hinüberreichen kann. Das Schicksal der *Kindheitsidentifikationen* hängt wiederum davon ab, daß das Kind in ein befriedigendes Wechselspiel mit einer vertrauten und sinnvollen Hierarchie von Rollen kommt, wie sie ihm von den in der Familie zusammenlebenden Generationen vorgelebt werden. Die *Identitätsbildung* schließlich beginnt dort, wo die Brauchbarkeit der Identifikationen endet. Sie entsteht dadurch, daß die Kindheitsidentifikationen teils aufgegeben, teils einander angeglichen und in einer neuen Konfiguration absorbiert werden, was wiederum von dem Prozeß abhängt, durch den eine Gesellschaft (oft mittels Untergesellschaften) den jungen Menschen identifiziert, indem sie ihn als jemanden annimmt und anerkennt, der so werden mußte, wie er ist. Die Gemeinschaft bewilligt eine solche Anerkennung - oft nicht ohne anfängliches Mißtrauen - mit dem (mehr oder weniger institutionalisierten) Ausdruck der Überraschung und des Wohlgefallens darüber, die Bekanntschaft eines neu auftauchenden jungen Mitgliedes zu machen. Denn die Gemeinschaft fühlt sich ihrerseits durch das Individuum »anerkannt«, wenn es nur Wert auf ihre Anerkennung legt. Sie kann sich denn auch an einem Individuum, das auf sie keinen Wert zu legen scheint, für solche Mißachtung grausam rächen.

Das Ende der Adoleszenz ist also das Stadium einer sichtbaren Identitätskrise. Das heißt aber nicht, daß die *Identitätsbildung* mit der Adoleszenz beginne oder ende: sie ist vielmehr eine lebenslange Entwicklung, die für das Individuum und seine Gesellschaft weitgehend unbewußt verläuft. Ihre Wurzeln gehen bis in die Zeit der ersten Selbst-Wahrnehmung zurück: schon im ersten antwortenden Lächeln des Säuglings ist etwas von einer Selbst-Erkennung, verbunden mit einer gegenseitigen Anerkennung, enthalten.

(S. 144) Der schließliche Zusammenbau aller der konvergierenden (und der Abbau der divergierenden) Identitätselemente gegen Ende der Kindheit scheint eine unerhört schwierige Aufgabe zu sein: wie kann man erwarten, daß ein so »abnormes« Stadium wie die Adoleszenz sie zu bewältigen vermag? Hier muß man sich darauf besinnen, daß die Adoleszenz, trotz aller ihrer Ähnlichkeiten mit neurotischen und psychotischen Symptomen und Phasen, nicht eine Krankheit, sondern eine *normative Krise* ist, d. h. eine normale Phase vermehrter Konflikte, charakterisiert einerseits durch eine scheinbare Labilität der Ichstärke, andererseits aber auch durch ein hohes Wachstumspotential. Neurotische und psychotische Krisen zeichnen sich aus durch eine gewisse Neigung zu starrer Beharrung, durch wachsende Verschwendung von Abwehrenergien und durch vertiefte psychosoziale Vereinsamung, während normative Krisen relativ überwindbar

erscheinen und durch einen Reichtum an freier Energie charakterisiert sind, der wohl schlafende Ängste aufweckt und neue Konflikte hervorruft, aber auch neue und erweiterte Ichfunktionen im spielerischen Ergreifen neuer Möglichkeiten unterstützt. Was bei voreingenommener Betrachtung als Beginn einer Neurose erscheint, ist oft nur eine besonders schwere Krisis, die sich selbst überwinden kann und letzten Endes einen wertvollen Beitrag zur Identitätsbildung zu leisten vermag. Es ist natürlich richtig, daß der jugendliche im letzten Stadium seiner Identitätsbildung oft schwerer denn je zuvor (und jemals danach) an einer Rollendiffusion leidet; ebenso ist es wahr, daß diese Diffusion manchen jugendlichen wehrloser gegen latente krankhafte Störungen macht. Es ist aber zu betonen, daß die Persönlichkeit des nicht allzu neurotischen jugendlichen (zersplittert, wie sie ist, verletzbar, sich abseits haltend und doch fordernd und eigensinnig) viele notwendige Elemente eines halbbewußten und provokanten Experimentierens mit Rollen enthält. Manches an dieser scheinbaren Diffusion muß demnach als *soziales Spiel* und damit als genetische Fortsetzung des kindlichen Spiels betrachtet werden. In ähnlicher Weise erfordert und gestattet die Ichentwicklung des Jugendlichen ein spielerisches, wenn auch oft gewagtes Experimentieren mit der Phantasie und der Introspektion.

besitzt es unbewußte Anteile, die nur durch psychologische Tests oder in der Psychoanalyse erfaßbar sind.

(: S. 147) Ist das Identitätsgefühl bewußt? Zeitweise ist es das natürlich nur allzu sehr. Zwischen den Zangen vitaler innerer Bedürfnisse und unerbittlicher äußerer Forderungen kann der noch experimentierende junge Mensch in eine zeitweilig extreme Identitäts-Bewußtheit verfallen, die den vielen, für den jugendlichen so typischen Formen von Selbstbewußtheit zugrunde liegt. Wenn sich der Prozeß der Identitätsbildung in die Länge zieht (was gelegentlich ein schöpferischer Gewinn sein kann), dauert auch die Beschäftigung mit dem »Selbst-Bildnis« an. Man ist sich seiner Identität am bewußtesten, wenn man sie eben erst zu gewinnen im Begriff steht und gewissermaßen überrascht seine eigene Bekanntschaft macht; das gleiche Gefühl entsteht, wenn man gerade auf eine Krise zusteuert und das peinliche Erlebnis der Identitätsdiffusion hat

(ein Syndrom, von dem gleich die Rede sein wird). Das sich bildende Identitätsgefühl dagegen wird vorbewußt als psychosoziales Wohlbefinden erlebt. Die erkennbarsten Begleitumstände sind das Gefühl, Herr seines Körpers zu sein, zu wissen, daß man »auf dem rechten Weg ist«, und eine innere Gewißheit, der Anerkennung derer, auf die es ankommt, sicher sein zu dürfen. Wie das »gute Gewissen« wird dieses Gefühl aber immer wieder verloren und muß neu erworben werden, obwohl sich in der späteren Adoleszenz dauerhaftere und sparsamere Methoden entwickeln und festigen, finit denen das Identitätsgefühl aufrechterhalten und wiedergewonnen werden kann.

Wie jeder Aspekt des Wohlbefindens oder der Ich-Synthese, hat auch das Identitätsgefühl einen vorbewußten Anteil, dessen man sich selber bewußt werden kann. Es hat auch äußere Begleiterscheinungen, die man mit bloßem Auge am Verhalten anderer ablesen kann. Andererseits